

Emilie – Zwischen den Zeilen des Lebens

Manchmal sitzt Emilie am Fenster und fragt sich, ob der Regen draußen ihre Tränen versteht. Ob der Himmel weint, weil er weiß, wie oft sie selbst im Stillen geweint hat. Niemand sieht es. Niemand sieht, wie sie nachts wach liegt, während neben ihr nur der kalte Platz bleibt, den Theodor wieder einmal verlassen hat – fortgezogen, auf der Suche nach Worten, nach Geschichten, nach einem Platz in einer Welt, die ihm viel zu oft den Rücken kehrt. Aber wer fragt nach Emilies Platz?

Sie streicht sich eine Haarsträhne aus dem Gesicht, ihr Blick verschwimmt, als wollte die Erinnerung sich vor ihr verstecken. Doch sie kommt immer wieder, diese Erinnerung. An den Tag, an dem ihre Mutter ihr ein letztes Mal die Stirn küsste, so flüchtig, dass Emilie es kaum gespürt hatte. Damals wusste Emilie nicht, dass dies ein Abschied für immer war

“Schande”, hatten sie gesagt.

Ein Wort wie ein Messer, das ihr Leben durchschnitten hat, noch bevor es richtig beginnen konnte.

Warum muss ein Kind die Fehler der Erwachsenen tragen?

Emilie war noch zu klein, um zu begreifen, warum ihre Mutter sie nicht behalten konnte. Aber groß genug, um die Kälte der anderen zu fühlen. Der Apotheker, bei dem sie aufwuchs, gab ihr Brot und ein Bett, aber kein Lächeln, keine Umarmung. Nur dieses Gefühl, immer ein bisschen zu viel zu sein. Ein Schatten in einem Haus, das nie wirklich ihres wurde.

Und doch, irgendwo tief in ihr blieb diese kleine Flamme: die Hoffnung, dass irgendwann jemand kommt, der sieht, wer sie wirklich ist. Nicht nur das Mädchen, das man weggibt. Nicht nur die, die stumm am Fenster sitzt und wartet.

Als Emilie dann Theodor begegnete, war es, als hätte jemand für einen Moment ein Fenster geöffnet. Seine Augen – diese unruhigen, durchdringenden Augen – schienen hinter ihre Mauern zu blicken. Er sprach mit ihr wie mit einer, die Verstand hat, die Träume haben darf. Das kannte Emilie nicht. Und als er ihre Hand nahm, glaubte sie zum ersten Mal, dass auch für sie ein anderes Leben möglich sei.

Aber das Leben ist kein Gedicht. Kein schönes, gereimtes Gedicht.

Es ist ein Roman, voll leerer Seiten, die man selbst füllen muss.

Sie heirateten. Und Emilie wollte glauben, dass nun alles gut würde. Doch bald merkte sie, dass an Theodors Seite das Leben nicht leichter war.

Sie sah ihm zu, wie er am Schreibtisch saß, wie er kämpfte mit den Worten, wie er sie wieder und wieder zerriss. Und sie wusste, was in diesen Blättern steckte: ihre Zukunft, ihre Hoffnung auf ein Leben ohne Sorgen.

Das Geld war nie genug. Die Kinder kamen, kleine, empfindliche Wesen. Ihr erstes Lächeln füllte ihr Herz mit einer Liebe, die sie vorher nicht kannte. Dann dachte Emilie, vielleicht war all das Leid nicht sinnlos, vielleicht konnte sie doch etwas in dieser Welt tun, vielleicht war sie nicht nur die Frau hinter dem Schreibtisch, nicht nur die, die Theodors Wörter abschrieb, sondern auch jemand, der Leben schenken konnte, jemand, der wichtig war, der gebraucht wird. In diesen kleinen Händen, die nach ihr griffen, sah sie ein Versprechen, das größer war als all die Kälte, die sie kannte. Vielleicht, dachte sie, bin ich gar nicht so falsch. Aber das Glück blieb nie lang bei ihr. Immer rutschte es aus ihren Händen, denn dann starben drei von ihnen. Noch so klein, als könnte der Tod sie leicht vom Leben wegpusten.

Niemand spricht darüber, wie sehr ein Herz brechen kann, ohne dass man daran stirbt. Emilie wusste es.

Sie blieb, sie hielt durch, sie ordnete Theodors Papiere, schrieb seine Texte ab, während ihre Gedanken bei den Kindern waren, die nicht mehr da waren. Sie war seine Stütze, seine stille Kraft. Doch wer war ihre?

Wenn Theodor wieder einmal für Monate fort war, und die leeren Stühle am Tisch sie anschrien mit ihrem Schweigen, fragte sie sich, ob er sie überhaupt noch sah. Ob er wusste, wie schwer ihre Last war.

Und trotzdem, wenn er heimkam, mit strahlenden Augen von den Geschichten, die er in der Welt gefunden hatte, dann sah sie diesen jungen Mann wieder, in den sie sich einst verliebt hatte. Dann spürte sie, wie sehr sie ihn noch immer liebte.

Aber Liebe allein füllt keinen Teller. Liebe wärmt nicht in der Nacht, wenn Sorgen wie Gespenster durchs Zimmer schleichen.

Es gab Momente, da wollte Emilie schreien. Aber sie blieb still. Vielleicht, weil sie es nicht anders kannte. Vielleicht, weil sie wusste, dass ihre Stimme in dieser Welt der Männer kaum jemand hören würde.

Und doch, in ihren Gedanken, da war sie laut. Da sprach sie all das aus, was sie ihm nie sagte: "Siehst du mich, Theodor? Siehst du, wie ich jeden Tag kämpfe, während du fort bist? Weißt du, wie es ist, wenn ein Kind in deinen Armen stirbt und du trotzdem weitermachen musst, weil da noch andere hungrige Münder sind? Weißt du, wie ich nachts wach liege, ausrechne, ob das Geld noch bis morgen reicht, und mir wünsche, du würdest einfach bleiben, nur einmal bleiben?"

Aber wenn Theodor sie dann ansah, mit diesem Blick, in dem so viel Hoffnung und so viel Angst lag, dann schwieg sie wieder. Weil sie wusste, dass auch er kämpfte, auf seine Weise. Vielleicht war das Liebe:

Zwei Menschen, die in einer Welt, die ihnen beide nicht gerecht wurde, irgendwie versuchen, ein Zuhause zu bauen.

Ein Zuhause aus Worten, aus Blicken, aus Schweigen.

Und Emilie?

Sie blieb das Herz dieses Hauses. Das Herz, das auch dann noch schlug, wenn alles andere längst still geworden war.

-- -- -- -- --